

Analyse

Rosamunde Pilcher Die britische Herzschmerzautorin will mit 87 keine weiteren Romane mehr schreiben. *Von Martin Halter*

Die Queen of Kitsch tritt ab

Als Rosamunde Pilcher jetzt in Berlin ankündigte, nie wieder einen Roman schreiben zu wollen, brach für ihre Fans eine heile Welt zusammen.

Natürlich gönnt man der 87-jährigen Britin, dass sie sich nach 30 Romanen - sie begann mit 15 zu schreiben - aufs Altenteil zurückzieht. Aber nie wieder eine «Entscheidung des Herzens» am Sonntagabend im ZDF, wenn nebenan im «Tatort» sich Kommissar und Leiche anöden? Nie wieder Postkartenansichten von Cornwall, Devon und Schottland?

Gemach. Dem ZDF-«Herzokino» wird auch nach 104 Pilcher-Schmonzetten der Stoff nicht ausgehen. Dafür sorgen Frauen wie Christiane Sadlo, die schon länger die Drehbücher im Geiste Rosamundes nachempfunden und unter dem



Pseudonym «Inga Lindström» übrigens auch die Skandinavien-Schiene der Herzkinoreihe bedient.

Dennoch: Ein schwüles Liebesdrama an einem schwedischen See in der Mittsommernacht kann den «Herzen im Wind» des sturmumtosten Cornwall nicht das Wasser reichen. Rosamunde Pilcher ist die Queen of Kitsch, die Laura Ashley der Landhausliteratur. Die Gesamtauflage ihrer Bücher liegt bei 60 Millionen.

«Dornen im Tal der Blumen», «Plötzlich war es Liebe», «Irrwege des Herzens», «Ungezügelt ins Glück», «Lords lügen nicht»: Schon die Titel der Pilcher-Filme sprachen Bände. Nach allerlei Missverständnissen, Ständesdünkel und Herzensverwirrungen, nach dem Auftauchen verschollener Geschwister, skrupelloser Nebenbuhler und reicher Erbonkel finden sich am Ende zwei füreinander bestimmte Herzen. Stolz und Vorurteil

sind vergessen, Schuld und Sühne ist Genüge getan. Und ewig murmeln die Wellen in den zerklüfteten Klippen und seelischen Abgründen Englands.

Pilcher schämte sich ihres Metiers nie. Was spräche auch gegen solche Stoffe in schwerer Zeit? «Flucht ist kein schmutziges Wort. Manchmal ist es ganz gut, der Welt zu entfliehen», sprach sie einmal. Selbst Grossbritanniens eiserne Margaret Thatcher soll Pilcher-Romane verschlungen haben. Pilcher-Filme sind allerdings ein rein deutsches Phänomen.

Die Schnulzenkönigin betrachtet die Welt durchaus nüchtern: «Ich bin nicht wirklich emotional, aber ich kann emotional schreiben.» Der Tochter eines britischen Marineoffiziers und vierfachen Mutter waren Disziplin und Härte nie fremd. Im Krieg schrubkte sie U-Boote in Indien; 1946 zog sie nach der Heirat mit einem Textilfabrikanten nach Schottland. Aber sie

residierte nicht in einem Schloss am Meer, sondern in einem eher bescheidenen Bungalow bei Dundee, und sie schrieb nicht unter Fliederbüschen, sondern am Küchentisch. Den Himmel stellt sich Pilcher, anders als ihre Leserinnen, nie als rosarotes Pilcherland vor, sondern als Cocktailparty, auf der man Leute trifft, die man eigentlich gar nicht sehen will.

Trotz ihres grimmigen Humors wurde Pilcher zum Inbegriff der seichten Muse. «Wir pilcherisieren nicht, wir kolorieren», prahlt der Chef der ARD-Schnulzenfabrik Degeto. Und FDP-Mann Guido Westerwelle mokiert sich über Politiker, die «morgens einen auf Pilcher machen» und abends Kettensägemasaker veranstalten. Hätten sie einmal alle «Flamme der Liebe» und «Pfeile der Liebe» unvoreingenommen angeschaut, würden sie solche hässlichen Sachen vielleicht nicht mehr sagen.

Presse 20 Jahre «New York Times»-Heiratsrubrik sind 20 Jahre lustvolles Schnöden. *Von Sacha Verna*

Hochzeitsgelöbnisse als Hämefutter

Zum Lieblingssport aller Zeitung lesenden Amerikanerinnen und Amerikaner zählt das Durchhecheln der Heiratsrubrik in der Sonntagsausgabe der «New York Times». Das geht so: «Diese Nasen - stell dir bloss die armen Kinder vor! Da nützt es nichts, wenn du Kennedy heisst.» Oder: «Sie summa cum laude von Harvard, er magna cum laude von Yale? Zehn zu eins, dass es bei denen schon in den Flitterwochen kriselt.»

Landauf, landab wird der schönste Tag im Leben von Soundso und Soundso bei diesem Brunchritual unter Toastkrümeln begraben. Wird mit rühreigesättigter Häme über die Ja-Worte der Privilegierten hergezogen, die einem sonst die Laune verderben.

Warten auf den Anruf

Für eine Hochzeitsannonce in der «Sunday Times» bezahlt man nicht. Man bewirbt sich darum. Man schickt Lebenslauf, Liebesgeschichte und ein Foto ein - wichtig: Die Augenbrauen des Paares müssen sich darauf auf derselben Höhe befinden. Und dann wartet man auf den Anruf eines «New York Times»-Redaktors. Meistens vergeblich. In der Hochsaison mag die Zahl der handtellergrössen Frohbotenschaften auf bis zu drei Dutzend anwachsen.

Stets nur ein einziges Paar wird jedoch für die «Vows Column» auserkoren. Die Hochzeitsgelöbnis-Kolumne bildet seit zwanzig Jahren das Glanzstück der Rubrik. Darin schildert ein Reporter in aller Ausführlichkeit das Fest der Auserwählten, mit O-Ton von Freunden und Details über das Turteln und Treiben der Brautleute vor dem «Ich will».

Ob Bouillonwürfel oder Ballbericht, das Konzept ist ein Relikt aus der Zeit, als die Zeitungen noch über «Gesellschaftsseiten» verfügten. Die «Vows Column» und ihre kleinen Geschwister widerspiegeln die sozioökonomischen Veränderungen, die in den letzten Jahren in den USA stattgefunden haben. Nachzulesen ist da das Erwartbare: Frauen behalten ihren Namen und werden nicht mehr auf die Pracht ihres Hochzeitskleides reduziert. Man heiratet immer später. Mehr Leute lernen sich übers Internet kennen.

Es gibt Überraschendes: Einer mittleren Revolution kam es 2002 noch gleich, als die «New York Times»

die Rubrik für gleichgeschlechtliche Paare öffnete. Daran hat man sich inzwischen gewöhnt. So schworen sich neulich Marc Kushner (34, Architekt aus New Jersey, Jude) und Chris Barley (30, Architekt aus Michigan, Mennonite) unter dem traditionellen jüdischen Baldachin ewige Treue. Problem? No problem.

Fusionen und Übernahmen

Anschaulicher als jede Dissertation zu dem Thema belegt die Heiratsrubrik den Übergang Amerikas von einer Aristokratie zu einer Meritokratie. Früher füllten diese Seiten die WASPs, also die weissen angelsächsischen Protestanten der Nordostküste, aus deren Rockefeller, Carnegies und Morgans sich die Führungselite des Landes rekrutierte. Das Ziel ist sich gleich geblieben: Macht und Geld. Aber statt über Stammbaum und Beziehungen schafft man es heute immer öfter dank Ausbildung und Ambitionen auf die Liste der «Weddings and Celebrations» in der «Sunday Times».

Wo man einst stolz den Ururur-Sowieso aufführte, der 1620 in Plymouth von Bord der Mayflower ging, nennt man nun nicht minder stolz die Alma Mater. Wer mit dem Silberlöffel im Mund geboren wurde, ist nicht mehr feiner als der, der sich etwas später ein ganzes Set davon leisten kann. Karriere zu machen gilt so viel, wie nicht Karriere machen zu müssen.

Mit Egalitarismus hat das nichts zu tun. «Mergers and Acquisitions», «Fusionen und Übernahmen» lautet zu Recht die inoffizielle Überschrift der Rubrik. Es ist sehr empfehlenswert, die Tochter von Vizepräsident Joe Biden zu sein (Ashley Biden, 30, Staatsangestellte im Sozialbereich, und Howard Krein, 45, Schönheitschirurg). Oder die Mutter des Schauspielers Ethan Hawke (Leslie Hawke, 59, Philantropin, und David Weiss, 61, Anwalt). Transsexuelle Masseusen und ihre freiberuflichen Partnerinnen werden so bald in keinem Sonntagsmüesli landen.

Wochendosis Glückspost

Und diejenigen Leute, die sich via die Gelöbniskolumne mit ihrer wöchentlichen Dosis Glückspost versorgen, wissen sowieso um ihre nicht existenten Chancen, sich dort einmal selber lächeln zu sehen. Sie bleiben bei Orangensaft und Vitamin B in Tablettenform.

Suizidhilfe Der Erfolg von Exit ist kein Fortschritt. Wer dem Suizid die Ausserordentlichkeit nimmt, setzt Alte und Kranke unter Druck. *Von Daniel Foppa*

Der vermeintlich gute Tod

Rund 700 Delegierte und Gäste aus aller Welt treffen sich ab morgen in Zürich zum Suizidhilfe-Weltkongress. Der Tagungsort ist nicht zufällig gewählt. In kaum einem anderen Land finden Suizidhilfeorganisationen derartigen Zuspruch wie in der Schweiz. In den ersten vier Monaten des Jahres sind rund 3000 Personen Exit beigetreten. Nachdem Fussballlegende Timo Konietzka im März von Exit in den Tod begleitet worden war, traten während zweier Wochen 60 Personen pro Tag Exit bei. Inzwischen zählt die Organisation mit 63 000 Mitgliedern zu den grössten Vereinigungen der Schweiz.

Die Erfolgsgeschichte von Exit passt zum ausgeprägten Sicherheitsbedürfnis der Schweizer. Weltweit wird nirgends pro Kopf so viel Geld für Versicherungsprämien ausgegeben wie hierzulande. Und Exit ist die Versicherung für den guten Tod - ein Garant, auch über die Letzten Dinge autonom zu entscheiden und nicht unnötig leiden zu müssen. Was soll daran schlecht sein?

Suizidhilfe für Lebensmüde

Exponenten von Exit sehen ihre Organisation in der Tradition der Aufklärung. Wer selbst über Art und Zeitpunkt seines Todes bestimmt und sich nicht durch Religion oder Moral beirren lässt, verabschiedet sich mit seinem Abgang definitiv aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit. Allerdings verkennt

Der Druck auf Alte und Gebrechliche wird zunehmen, den Suizid als Möglichkeit zu sehen.

diese Sicht, dass ein Suizid immer auch Folgen hat, die über das betroffene Individuum hinausreichen.

Indem Exit wächst und wächst und auch nicht todkranke Personen in den Tod begleitet, nimmt die Organisation dem Suizid seine Ausserordentlichkeit. Rund 30 Prozent der von Exit in den Tod begleiteten Personen sind nicht todkrank. Lebensmüdigkeit und ein allgemein schlechter Gesundheitszustand sind der Grund, weshalb sie Exit beanspruchen. Menschen, die ihr Leben lang nie an Suizid gedacht haben, entdecken dank des niederschwelligsten Angebots plötzlich den Freitod als gangbaren Weg.

Exit setzt alles daran, die Schwelle weiter zu senken: Die Suizidhilfe wurde



Hilfsmittel für Sterbewillige bei Exit in Zürich. Foto: Alessandro Della Bella (Keystone)

auf psychisch Kranke ausgedehnt, und neu soll sie auch in Alters- und Pflegeheimen durchgeführt werden - die Waadt stimmt am 17. Juni über eine entsprechende Exit-Initiative ab. Damit droht die Gefahr, dass die von Exit geforderte Autonomie am Lebensende in ihr Gegenteil verkehrt wird. Wenn sich immer mehr Personen mithilfe von Exit das Leben nehmen, nur weil sie alt und gebrechlich sind, steigt der Druck auf alle Alten und Gebrechlichen, den Suizid als Option ins Auge zu fassen. Rationierungsdiskussionen im Gesundheitswesen (soll ein Achtzigjähriger eine neue Hüfte erhalten?) verstärken diese Tendenz zusätzlich.

Niemandem zur Last fallen

Was geht beispielsweise in einer betagten Person vor, deren nicht todkranke Zimmernachbarin sich dank Exit ruhig und sanft aus der Welt verabschiedet hat? Gut möglich, dass in ihrem Umfeld geradezu anerkennend davon gesprochen wird, wie die Frau nun niemandem mehr zur Last falle und wie sie verhindern konnte, dass ihr Erbe für die Pflegekosten aufgebraucht werden musste. Vor einem solchen Hintergrund ist fraglich, wie stark ein Suizidwunsch tatsächlich Ausdruck uneingeschränkter Autonomie ist.

Exit selbst trägt nicht eben dazu bei, diese Bedenken zu beseitigen. Gegen aussen tritt die Organisation hoch professionell auf. Dank lehrbuchhaften Lobbyings konnte sie gesetzliche Vorgaben abwenden. Die Folge: Exit reguliert sich selber, bildet die Suizidhelfer nach eigenem Gutdünken aus und ist nur seinen Mitgliedern

Rechenschaft schuldig. Ob etwa einer Person, die sich an Exit wendet, Alternativen zum Suizid aufgezeigt werden, liegt allein im Ermessen von Exit. Vertreter der Organisation fordern inzwischen den rezeptfreien Zugang zum Sterbemittel NaP - womit Exit seine Dienste noch niederschwelliger anbieten könnte.

Alles andere als liberal

Kritik an der fortschreitenden Etablierung des Suizids wird nur verhalten laut, sogar Justizministerin Simonetta Sommaruga erweist Exit mit einem Auftritt am Weltkongress die Ehre. Die angekündigte Gegenveranstaltung christlicher Fundamentalisten trägt dazu bei, dass Exit als Vorreiterin für gesellschaftliche Liberalität gesehen wird. Doch der Schein trügt. Exit mag das Verdienst zukommen, die Diskussion über Suizidhilfe enttabuisiert zu haben und für den Grossteil der Mitglieder eine Versicherung im besten Sinne zu sein - man lebt beruhigt mit dem Mitgliederausweis in der Tasche, ohne ihn je zu benötigen.

Ob Exit aber will oder nicht: Die rasant wachsende Organisation erhöht mit ihren Bestrebungen den Druck auf Alte, Kranke und Behinderte, den Suizid als Möglichkeit zu sehen. Eine solche Tendenz ist alles andere als liberal. Fortschrittlich ist nicht die Gesellschaft, in der der Suizid zur Selbstverständlichkeit wird. Sondern jene, die ausreichend Fürsorge, Zuwendung und Palliativmedizin anbietet. Die Erfolgsgeschichte von Exit ist nicht zuletzt ein Hinweis darauf, wie gross der Nachholbedarf in diesen Bereichen ist.